

(Nachdruck verboten.)

30]

## Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

### VII.

Der Unfall im Schindlgraben, dessen Opfer der Achenbacher geworden war, hatte nichts Auffallendes an sich, Ähnliches ereignete sich fast jedes Jahr bei der Holzarbeit. In den mannigfaltigsten Gestalten lauert der Tod in den Bergen. Mit der Natur in ständiger Wechselbeziehung, mit ihrem ewigen Werden und Vergehen, nimmt man ihn nicht so tragisch wie in den Städten.

Der Achenbacher lag wohlgebetet in seiner Grabstatt, dicht an der Mauer der Osterhofener Kirche. Man betete für ihn als den Wohlthäter der Kirche, besprengte jeden Sonntag sein Grab mit Weihwasser.

Das Gerücht seiner letzten Bestimmung betreffs Floris und der Lehner-Nesl ging wie ein Lauffeuer durch die Gemeinde. Die einen lobten dieselbe als wahrhaft christliches Werk, die andern sahen darin eine bedenkliche Schwäche, wie sie den Menschen oft anwandelt, „eh's dahingehet", auch wenn er noch in voller Lebenskraft steht. Nur wenige Scharfsichtige glaubten den Beweggrund in einer ganz andren Richtung gefunden zu haben, die mehr mit dem Leben als mit dem Tode zu thun hatte. Das Verhalten Burgls und Urbans nach dem landwirtschaftlichen Feste war nicht unbeachtet und nicht ohne Deutung geblieben.

„Er hat amal a End mach'n woll'n mit der alt'n G'schicht bis über's Grab 'naus, und,“ fegte man hinzu, „s war wirkli höchste Zeit.“

Forchte man nach dem Urheber des Gerüchtes, stieß man immer wieder auf — Lenz!

Mit dem war eine auffallende Veränderung vorgegangen seit dem Tode des Achenbachers, die vor allem Urban stark beunruhigte und den natürlichen Verdacht desselben, Lenz sei der Veranlasser des Unglücksfalles im Schindlgraben, zur Gewißheit machte.

Vorbei war es mit seinem Galgenhumor, mit seiner immer beweglichen Gaunerpffifigkeit, seiner Frechheit, mit der er sonst allem trogte. Er schlich im Hause umher, schen wie das böse Gewissen.

Urban hütete sich, den Tod des Achenbachers nur zu berühren, geschweige daß er eine Frage wagte an Lenz über seinen Aufenthalt in der kritischen Zeit, eine Frage, die doch sehr nahe lag.

Der Name Burgl kam nie mehr über seine Lippen, keine Anspielung mehr über die gewissen drei Jahre Floris.

Urban war ihm ja dankbar dafür, er selbst hütete sich, nur daran zu denken; der Schatten des Achenbachers drängte sich zwischen ihn und dieses Weib, aber auffallen mußte ihm doch dieses hartnäckige Schweigen über eine Sache, die noch vor kurzem so schwer wog für diesen Menschen, so schwer, daß er dafür —

Da hielt er inne in seinen Gedanken.

„Das is net wahr, net für mi, für sich hat er's gethan, um seine Rache zu kühl'n, wenn er's wirkli 'than hat. I bin ganz außer Spiel!“

Lenz schien nur noch einen Lebenszweck zu haben, in dem er ganz aufging, die Verehrung Nesls, die einen hündischen, dem Mädchen selbst peinlichen Charakter annahm. Es war, als ob er Hilfe, Rettung suchte bei ihrem reinen Wesen.

Flori hatten die Ereignisse der letzten Zeit zum Manne gereift, die energische Achenbachernatur brach durch. Der tragische Tod des Vaters vollendete diese Umwandlung.

Auch in ihm regte sich der Verdacht, daß nicht ein böses Ungefahr allein die Schuld daran trage, aber beim Mangel jeden Anhaltspunktes widerstrebte es seiner Natur, den grauenhaften Verdacht weiter zu pflegen, Lenz, auf den er allein fallen konnte, damit zu belasten. Außerdem führten ihn derartige Gedanken zu einem Punkt, vor welchem er zurückschauderte.

Sein ganzes Wesen erfüllte jetzt nur noch das Trachten,

den letzten Willen des Vaters zu erfüllen. Das war seine heiligste Pflicht, abgesehen von seinem persönlichen Glück.

So trat er offen vor seine Mutter und Nesls Vater, als der Verlobte des Mädchens, und keines von beiden wagte nur den geringsten Einwand.

Obwohl noch unter Vormundschaft stehend, welche Burgl vergeblich Urban zuwenden wollte — die Behörde weigerte sich, ihn anzuerkennen, auf Grund seiner schlechten Verhältnisse — nahm er doch zu Burgls Erstaunen mit überraschender Umsicht die Zügel der Hofherrschaft in die Hand.

Die Gefahr, welche über den Lehnerhof schwebte, wurde beseitigt und damit das Versprechen Lorenz' erfüllt. Wie jetzt die Verhältnisse lagen, war ein ständiger Verkehr von Haus zu Haus unvermeidlich.

Urban und Burgl traten sich näher wie je, doch nur zu ihrer eignen Qual. Es lag etwas zwischen ihnen, das sie nie zu berühren wagten, außerdem fühlten sie sich förmlich umstellt von Spähern und Lauschern, von Flori, von Nesl, von Lenz selbst, dessen höhnisches Lächeln zu jeder Zeit, wenn er sie zusammentraf, sie am meisten fürchteten.

Sie wollten ja nichts mehr von einander, hatten längst gebrochen mit allen Wünschen und Hoffnungen, redeten sie sich ein, aber so förmlich unter Aufsicht und Herrschaft der eignen Kinder zu stehen, war doch ein erbärmliches Los.

In dieser Stimmung raubten sie sich die einzige Möglichkeit der Rettung vor sich selbst, die opferwillige Gabe an das Glück ihrer Kinder, welches ihnen vielleicht Ersatz hätte bieten können für das verlorene eigne, ein schuldloses Wiederaufleben ihrer Liebe in den jungen Herzen.

Das war alles gut, so lange Flori anwesend war. Als aber das Frühjahr kam und der junge Mann einrücken mußte, um seiner Dienstpflicht zu genügen, zeigten sich rasch die Früchte dieser Selbsttäuschung.

Unwillkürlich veränderte sich der Charakter des gegenseitigen Verkehrs, er wurde sorgloser. Zwei scharfe Augen fehlten.

Der Schatten des Toten verflüchtigte sich immer mehr, er störte nicht mehr das Erwachen und Segen alter Erinnerungen. Die Leidenschaft, die sich vor ihm verkrochen, wagte sich wieder hervor, neu gekräftigt, von einer schweren Fessel befreit.

Burgl war jetzt Witwe. Das alte Nechten mit dem Leben begann wieder in ihrem Innern. Warum versagte es gerade ihr alles? Warum sollte sie niemals genießen, nur opfern?

Sie hatte ein Leben der Entsagung geführt seit nahezu zwanzig Jahren, hatte ihrem Manne Treue gehalten ohne eine Funten Liebe zu ihm.

Ja, das hatte sie! Daß schon die geheimen Gedanken an Urban, diese kleinen, an sich unbedeutenden Vorfälle, die Ereignisse am Festtage, die unglückliche Geschichte mit den vierhundert Mark, die sie ihm leihen wollte, ihr Gewissen so beunruhigten, war nur ein Beweis, wie genau sie es damit nahm. Ueber das Grab hinaus hatte sie doch keine Verpflichtung.

In der letzten Verfügung des Achenbachers betreffs Floris sah sie bald nur noch die letzte Gewaltthat ihres Mannes an ihr, an ihrer Zukunft. Er dachte keinen Augenblick an Veröhnung mit dem Nachbar, an Frieden, er wußte sehr wohl, daß er mit nichts Urban tödlicher treffen konnte, als mit eben dieser Verfügung. Daß hatte sie eingegeben, nicht Liebe. Boshafte Eifersucht, welche ein Herz, das man selbst nie besessen, um dessen Besitz man sich selbst nie bemüht, auch keinem andern gönnt.

Nesl fühlte die schwüle Gewitterluft, die sie umgab. Die Liebe, welche sie so ganz beherrschte, machte sie scharfsichtig, und sie kam hinter Dinge, die ihr ganzes Innere aufwühlten.

Zum Glück war ihr ein sachkundiger Wächter im Hause erstanden — Lenz!

Die Rache für seine That war längst im Vollzuge in seinem Innern, für ihn die qualvollste. Die Einsicht, daß er eher ein Narr war als ein Mörder.

Für wen hatte er denn das Entsetzliche gethan? Für sich, um sein Mütchen zu kühlen, an dem Achenbacher sich zu rächen? Dann hatte er sich gewaltig verrechnet. Der liegt jetzt ganz friedlich drüb'n auf'n Kirchhof, und ihn selbst treibt's

um wie den ewigen Juden. Nicht einmal der augenblickliche Genuß ward ihm wirklich zu teil, den er in seinen wüsten Träumen unzähligmale vorausgenossen. „Jetzt bist in meiner Hand, jetzt mußt sterb'n!“ Der Achenbacher war ja aus der Welt gegangen, ohne zu wissen, daß ihn die Strafe ereilt für seine Sünden an Leuz. Das gehört aber notwendig dazu. Was bleibt denn sonst für den Rächer? Ein verstümmelter Leichnam, in der Brust die Qual und die ewige Verdammnis.

Den Preis aber der That, den einzigen Vorteil zieht der Urban ein. Für ihn hat er's gethan, für ihn, der sich keinen Augenblick besonnen hatte, ihn vor die Thür zu setzen, auf einen Wink vom Achenbacher.

Für die Bural, die ihn stets mit hochmütiger Geringschätzung behandelte, ihn überhaupt nur beachtete als Bruder Urbans, während er auf der andern Seite dem einzigen Wesen auf der Welt, das er liebte, das wenigstens in früheren Tagen Zuneigung für ihn hegte, damit sein Glück raubte, seine Zukunfts — der Resk! War das nicht die Narrheit aller Narheiten!

So nahm er die Partei des jungen Paeres. Es war ihm, als ob dadurch die Centnerlast der Schuld, die ihn zu Boden drückte, sich erleichtere, das Bild des blutüberströmten Achenbachers ihn weniger verfolgte.

Den letzten Willen des Toten mit aller Kraft zu erfüllen, zu wachen über jede Gefahr, die seiner Vollstreckung drohte, das war die einzig mögliche Sühne. Dabei erwirbt er sich noch die Dankbarkeit Resks.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Chawe Rubin.

Erzählung von Alexander Swientochowski.

(Schluß.)

Chawes Träume in dieser Nacht würde ich mich umsonst bemühen zu beschreiben. So träumt ein Glücklicher, der in der Lotterie gewonnen hat, oder ein Bettler, der einen Sack Gold gefunden hat.

„Wo treibst Du Dich rum“, zeternte Stimme am nächsten Tag. „hast keinen Mann, keine Kinder, daß Du spazieren gehst, was hast Du verdient?“

Chawe schwieg, um ihr Kapital nicht zu verraten. Seit drei Jahren dachte ihr Mann an einen Schlafrock, ohne den er seine Hausherrin nicht gut walten konnte, und ebenso lange sprach er von der Reparatur des Hauses. Es war zu gefährlich.

„Du bist eine Dame“, fuhr er fort, „kauft Stör für Dich. Wer soll die Hälfte nehmen?“

„Ich verkauf sie“, antwortete Chawe kurz und ging zum Haus hinaus. Wohin? Sie war ja schon überall gewesen, aber als sie die Ereignisse des gestrigen Tages in Gedanken noch einmal durchging, fiel ihr Franek und dann weiter der Postmeister ein. Herr Chronstkiwitsch gab seiner Frau das Wirtschafsgeld allerdings als Kredit und hatte nicht die Gewohnheit, seine Schulden zu bezahlen. Aber manchmal, wenn er was hatte, namentlich aber, wenn eine Wäuerin ihren Mann beim Militär Geld schickte, zahlte er auch bar. Das Abenteuer mit Franek machte Chawe zwar etwas ängstlich, aber schließlich war der Franek in Gegenwart von Herr Chronstkiwitsch nicht der Franek vom Wege nach Pulaw. Sie ging hin.

Das Postamt von Kazimierz lag auf einem hohen Berge, wahrscheinlich damit die Post des Herrn Chronstkiwicz, die die Extrapost führten, im Galopp von Hause wegfahren konnten, um die Passagiere wenigstens eine Minute lang glauben zu lassen, sie seien nicht so phlegmatisch, als sie aussahen. Chawe war noch am Fuße des Berges, als sie schon die großdeutsche Stimme des Herrn Postmeisters hörte. In einem solchen Augenblick mit einem halben Stör auf der Wildfläche erscheinen, war vielleicht nicht sehr geraten, aber andererseits war es doch interessant zu wissen, um was es sich dort oben eigentlich handelte. Nach kurzem Bedenken schlug Chawe sich ins Gebüsch und kletterte, so unsichtbar geworden, den Berg hinauf. Mit jedem Schritte wurde ihr das ganze Abenteuer deutlicher.

„In Fesseln werd' ich Dich schlagen lassen“, schrie Chronstkiwitsch, wo sind die beiden Briefe, Räuber? Warum ist der aufgeschritten? Wo warst Du bis zum Morgen? Glaubst Du, elender Hundel, ich werd' für Dich die Verantwortung tragen? Im Kriminal wirst Du faulen und die Welt nicht sehen, Hund Du . . .“

Dann hörte man einige Schläge fallen, ein entsetzliches Brüllen und dann kollerte ein Körper zwischen die Büsche und auf die in ihnen schreitende Chawe. Das war Franek, der vor dem Postmeister davonlief. Die Jüdin schrie auf und eilte, einem natürlichen Impulse folgend, dem anderen entgegen.

„Der Dieb“, schrie Chronstkiwitsch leuchtend und bei ihrem Anblick stehend, „ich werd' ihm noch was einbroden.“

„Was hat er gestohlen?“ fragte Chawe ängstlich.

„Die Post. Die Briefe hat er aufgeschritten, vernichtet oder

verloren. Ich schenk' ihm das nicht, ich schenk' es ihm nicht“, schrie Chronstkiwitsch, mit seinem Stock auf den Boden schlagend. „Zendzej, geh' zur Stadt und bring mir ein Buch Papier. Ich schreibe gleich den Rapport.“

Während Zendzej um das Papier lief und sein Herr sich in die Kanzlei einschloß, um ordentlich nachzudenken, ging Chawe in die Küche. Die Frau Postmeisterin war durch den Vorfall sehr erschreckt und konnte anfangs von nichts anderm sprechen, aber allmählich ließ sie sich auf den Stör bringen.

„Ich würde ihn kaufen“, sagte sie, „wenn Fercio mir Geld gäbe. Aber ich weiß nicht. Dieser Spießhube hat die Post bestohlen, vielleicht war dort auch was für uns. Großer Verlust.“

„Er hat gestohlen und kommt ins Kriminal“, krächzte Chawe. „Es ist unangenehm, natürlich, aber was sind die Herrschaften daran schuld?“

„Wieviel Pfund sind hier?“

„Fünfundzwanzig oder mehr. Ich verkauf's billig.“

Plötzlich öffnete sich die Thür und Herr Chronstkiwitsch stürzte hinein.

„Hast Du Zeit, Chawe?“ schrie er.

„Wozu?“

„Herr Kopf aus Usconz hat geschrieben, ich soll ihm gleich einen Brief schicken, wenn er kommt. Dieser Hundstot ist erst heute mit der Post wiedergekommen, ich hab' ihn rausgeschmissen. Könntest Du nicht den Brief zu Kopf tragen, er wird Dir was geben.“

„Wenn der Herr Postmeister will, gehe ich gleich“, sagte Chawe, und warf den Stör auf den Küchentisch.

Offenbar hatte das Schicksal in dem Buch ihrer Bestimmungen eine neue Seite aufgeschlagen. Gestern hatte Chawe noch von Franeks Glück geträumt, heute ging sie selbst mit einem Brief nach Usconz. Freilich hatte Franek von diesem Usconz, wo man die Leute mit Kascha entlohnte, nur sehr verächtlich gesprochen, aber erstens war garantiert dafür, daß der Postmeister, wenn er sie heute nach Usconz schickte, morgen nicht einen Brief nach Polanowosta für sie haben würde, wo man einen Rubel bekommt. Franek war nicht mehr Briefträger, das war sicher, jetzt mußte sie sich in Herrn Chronstkiwitschs Gunst festsetzen . . .

Als sie in ihren Gedanken so weit gekommen war, lachte Chawe laut auf, wie von einer plötzlichen, großen Idee erleichtert. Welcher Art diese Idee war, werden wir später erraten, inzwischen müssen wir Kopf die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die Jüdin für die Ueberbringung des Briefes ordentlich belohnte. Er ließ ihr ein halbes Maß Erbsen geben, einen Liter Mehl, ein Dutzend Mohrrüben und als wirklicher Schönheitskenner glättete er noch mit Wohlgefallen ihr Kinn und sagte:

„Ich werde Herrn Chronstkiwitsch sagen, daß er mir die Briefe immer durch Dich schicken soll.“

Chawe verbeugte sich demütig und ging. Und auch heute war es ihr und ihren Kindern beschieden, ein gutes Nachmahl zu essen.

Sie kam schon mit der Quittung zurück und Chronstkiwitsch hatte seinen Bericht noch immer nicht zu Ende gebracht. Der Rapport an die vorgeordnete Behörde, daß der Briefträger zwei rekommandierte Briefe verloren habe, war rasch geschrieben, aber über den andern, den er an seinen Feind, den Bürgermeister, wegen Franeks Verhaftung schreiben mußte, grübelte er seit einer Stunde. Er stellte die Wort um, strich aus, schrieb um und stellte endlich einen Akt zusammen, der seiner Würde und der Wichtigkeit des Ereignisses ganz entsprach.

„Franek hab' ich dabongejagt“, sagte er stolz zu Chawe, die Feder am Tisch abwischend, „wenn Du ordentlich dienen würdest, könntest Du seine Stelle bekommen.“

Die Jüdin dankte mit einer stummen Verbeugung. In diesem Augenblick kam das Dienstmädchen.

„Wird der gnädige Herr den Stör kalt essen?“ fragte sie.

„Ach richtig“, rief Chronstkiwitsch, „wieviel bekommst Du denn für diesen Stör?“

„Nicht der Rede wert“, sagte Chawe.

„Komm' heute abends um die Briefe“, sagte der Postmeister. Er ging.

So wurde Chawe Rubin an diesem Tage formell Austrägerin von einfachen und rekommandierten Briefen in Stadt und Umgegend, Votenlohn nach Belieben. Die Nachricht verbreitete sich in Kazimierz sehr rasch und kam gleichzeitig mit dem Rapport zum Herrn Bürgermeister.

„Hast Du gehört“, rief die Frau Bürgermeisterin, in die Kanzlei ihres Mannes stürzend, „Chronstkiwitsch hat Franek dabongejagt und diese Chawe aufgenommen.“

„Ich lese eben seinen Rapport über Franeks Diebstahl. Er verlangt seine Verhaftung.“

„Wenn Du das thust, halte ich Dich für einen Tölpel. Weißt Du nicht mehr, wie Chronstkiwitsch Dich beim Notar beleidigt hat? Und Du glaubst ihm, daß Franek die Post bestohlen hat? Und noch gar diese elende Jüdin, die es gestern gewagt hat, mir ein Stück Störe zu bringen, das eine Kassiererin nicht wollte? Uebrigens mach' was Du willst, ich hab' Franek als Hausmeister schon aufgenommen.“

„Aber wenn er wirklich ein Dieb ist“, antwortete der Bürgermeister.

„Bei uns wird er's nicht sein!“

Die Folge war: Franek wurde nicht arretiert, sondern zur Würde eines Magistratsdieners erhoben.

Franel gehörte nie zu den Leuten, die andren aus dem Wege gehen, und umso weniger ließ er sich verdrängen, wenn ein so mächtiger Arm, wie der des Bürgermeisters, oder richtiger der Bürgermeisterin ihn stützte. Da er außerdem um einige diskrete Angelegenheiten des Postmeisters wußte, war er überzeugt, daß Chronikiewicz ihn nicht sehr hartnäckig verfolgen würde. Er beschloß also, nicht nur dem Sturm zu trotzen, sondern sich noch obendrein an der Jüdin zu rächen, die seine Stelle bekommen hatte, und die er außerdem verdächtigte, jene Briefdurchsuchung im Wirtshaus verraten zu haben.

„Hol' der Teufel den Dienst“, sagte er zu seinem Kollegen, dem zweiten Magistratsdiener, „der Mensch ist nicht heute gebaden, er wird Arbeit finden und findet sie. Aber daß so eine elende Jüdin den Menschen das Brot fortnimmt, das ist eine Schande für die Menschen und eine Verleumdung für Gott.“

„Wird er sie denn behalten.“

„Er wird. Für einen Unterrod geht er ins Wasser und für einen Juden ins Feuer. Und glaubt Ihr, es wird nichts für ihn dabei herauskommen? In meine Tasche hab' nur ich allein die Hand gesteckt und was ich verdient hab', war meins, aber sie wird die Seele mit ihm teilen müssen. Er sagt, ich hab' ihm die Post bestohlen, weil er mich los werden wollte, weil ich ein ehrlicher, braver Mensch war, der das Seine in Ordnung gehalten hat.“

„Weiß man schon.“

„Ach, diese Juden, diese Juden! In der Weichsel sollte man das Gefindel ertränken.“

„Richtig.“

„Unserem wird das Brot zu Stein und ihnen legt der Sand sich selbst zu Lehn. Wo man geht, tritt einem so ein Jude auf die Füße.“

„Ist wahr.“

„Ich werd's dem Weibsbild nicht schenken, ich werd' sie zurücktreiben.“

Unterdessen trug Chawe ihre Briefe ans, ohne dabei ihren Handel aufzugeben und ihre täglichen Einnahmen beließen sich manchmal bis auf einen halben Rubel. Trotzdem sie noch keinen Brief nach Polanowka getragen hatte, wo man nach Franel einen Rubel Votenlohn bekam, so war doch die Korrespondenz in diesem Jahre so zahlreich und die Güte der Adressaten, deren Gunst sie sich zu gewinnen verstand, so groß, daß Kasha, Erbsen, Kartoffeln, Mehl, alte Kleidungsstücke und auch harte Grobchen reichlich in das Rubinsche Haus flossen. Den besten Beweis dieses neuen Wohlstandes bildeten die fettigen Gesichter der Kinder, die zweimal täglich gekochtes Essen bekamen und ein kleines Säckchen, das Chawe unter der Jacke auf der Brust trug. In diesem Säckchen lagen zehn ersparte Rubel, ein Angeld für die nächste Feiertagsgarderobe der sechs Rubin. Chawe hatte sogar beschlossen, ihrem Manne einen neuen Schlafrod zu machen, was wirklich schon der allerdeutlichste Beweis ihres Reichtums war.

Gleichzeitig damit verließ Franel's Müd. Eines Tages fehlten im Büffet des Herrn Bürgermeisters zwei silberne Löffel. Die Frau Bürgermeisterin hatte ihren Verdacht vielleicht nach einer andren Seite gelenkt, aber der Herr Bürgermeister hatte einen wahrhaft polizistischeren Willen gegen den neuen Magistratsdiener und jagte ihn auf der Stelle davon. Franel beteuert umsonst seine Unschuld, der gestrenge Herr Bürgermeister blieb bei seinem Beschluß.

„Diese Jüdin ist an allem schuld“, sagte der frühere Briefträger zu seinem Kollegen. „So lange sie sich nicht reingemischt hat, hielt mich jeder für einen anständigen Menschen.“

Mit dieser gerechtfertigten Klage verschwand er hinter der gastlichen Thür des Wirtshaus, wo er merkwürdigerweise seit dem Verschwinden der Löffel einen bedeutenden Kredit besaß. Er trank erst einige Gläschen zur Veruhigung und begann dann, der Schankwirtin Sure herzlich sein Leid zu klagen.

Schließlich schimpfte er auch auf Chawe.

„Was ist sie schuld?“ verteidigte die Schankwirtin die neue Briefträgerin. „Sie hat Euch nicht verdrängt.“

„Warum hat sie sich mit dem Stör auf die Führe gesetzt, he —?“ stotterte Franel. „Ich hab' mich betruzt, sie sprang rauf. Gleich zog uns kein Pferd mehr, sondern ein Bock. Ich werd' sie erwürgen. . . Und wenn ich sie nicht erwürge, kann sie vor Hunger krepieren.“

„Gar nichts wird ihr geschehen“, sagte Sure streng, „sie kann jetzt Gänse essen. Eben war sie hier, heut' hat sie einen Brief nach Polanowka getragen.“

„Nach Polanowka“, schrie Franel, die Augen aufreißend. Das ist mein Rubel, ich werd' meinem Herrn den Brief hintragen. Nach Polanowka!“

Wie wahnsinnig lief er zum Wirtshaus hinaus.

In diesem Tage sollte Chawe wirklich einen rekommandierten Brief nach Polanowka tragen. Aus Hochachtung für den Gutshof, wo man die Voten so großmütig bezahlte, beschloß sie, sich unzu ziehen. Gerade, als Franel aus dem Wirtshaus stolperte, ging sie nach Hause, um sich feiertäglich zu putzen. Sorgfältig gewaschen, in einem neuen Rock und in Schuhen, eine saubere, weiße Haube auf dem Kopf, darüber ein blaues Tuch, sah sie so schön aus, daß man wirklich ihre Arbeitsamkeit vergessen durfte, um an ihre Reize zu denken. Mit sich selbst zufrieden, und in der Hoffnung auf einen überaus reichlichen Verdienst, küßte sie die Kinder und ging.

Der Weg nach Polanowka war von der einen Seite von bewachsenen Hügeln eingefast, auf der andren floß die Weichsel. Ungefähr in der Mitte geht der Weg in die Höhe und führt durch einen kleinen Hohlweg. Als Chawe ihn einschlagen wollte, sah sie einen Menschen neben der Landstraße liegen. Die alte Uniform, die Mütze

und Kotspuren erinnerten an Franel. Vielleicht ist er's, dachte sie, aber am hellerlichten Tage wird er mich nicht überfallen. Nach einigen weiteren Schritten zweifelte sie nicht mehr, es war wirklich ihr Vorgänger im Amt. Sie wollte rasch an dem Schlafenden vorbeigehen, aber er hatte sie offenbar schon bemerkt, denn er stand auf und ging ihr entgegen. Chawe trampfte sich das Herz zusammen, doch sie beschloß, nicht zu fliehen.

„Wohin“, fragte Franel mit heiserer Stimme.

„Nach Polanowka“, sagte sie zitternd.

„Wozu?“

„Mit einem Brief.“

„Sieh ihn her!“

„Na, warum“, schrie die Jüdin, „ist er für Dich?“

„Sieh!“ brüllte Franel, sie am Halse packend.

Chawe sträubte sich, er drückte sie fester, endlich schlug er sie einige Mal wütend in die Schläfen, sodas sie umfiel. Da begann er, in ihren Kleidern zu wühlen und fand auf der Brust den Brief und . . . das Säckchen.

Zweifellos hatte Franel ursprünglich weder an Mord, noch an Diebstahl gedacht. Gegen seine eigentliche Absicht wurde er zum Mörder und Dieb, da er in der Aufregung zu stark schlug und das Säckchen stahl. Denn es war eigentlich nur ein Nacheakt. Jetzt riß er den Brief an sich und lief nach Polanowka. Erst als der Herrnsitz schon in Sicht war, fiel ihm ein, daß die Sache nicht ganz ungefährlich sei. Er kehrte um und verschwand im Gebüsch.

Unterdessen mußte die halb tote, halb ohnmächtige Chawe lange auf Hilfe warten. Erst eine Stunde später merkte der Fleischer, der gerade nach Kasimierz fuhr, Lebenszeichen an ihr; er nahm sie auf seinen Wagen. Man schickte keine Voten aus und es kamen keine Ärzte zusammen, nur vier Kinder suchten mit verzweifeltstem Geschrei die Mutter aufzuwecken und ein hustender Mann mühte sich um sein Weib. Endlich drang die Nachricht bis zur Großmutter Wlostowicka, die sofort mit einem Feldsheer kam. Die Blutegel, die man an den wunden Kopf setzte, schienen die Kranke ein wenig zu erleichtern, aber das Fieber ließ nicht nach, Chawe phantasierte, sie stieß jemand zurück, sie packte sich an die Brust und rief nach einem Säckchen. Der vollständige Geldmangel erschwerte die Behandlung der Patientin. Man holte zwar von der Frau Kasimierin das Geld für den halben Stör, aber das reichte kaum für Kartoffeln für die Kinder und hielt höchstens den Tod der Mutter auf.

Nach zweitägigen Qualen starb Chawe endlich, ohne vor ihrem Tode zu sagen, daß Franel ihre zehn Rubel genommen hatte und ohne der Großmutter Wlostowicka ihre drei wiederzugeben. —

## Kleines feuilleton.

gz. Seit wann ist das Wandern der Zugvögel bekannt? Man sollte meinen, daß eine so auffällige Erscheinung, wie die Abreise und die Ankunft der Zugvögel schon immer so bekannt gewesen wäre, wie das Springen der Knospen im Frühjahr und das Abfallen des Laubes im Herbst. Allein dem ist nicht so. Wie Konrad Fischer in einem interessanten Artikel in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ zeigt, erklärten sich noch vor hundert Jahren manche Naturkundige das Verschwinden der meisten Vögel im Winter auf eine ganz andre Weise. Die alten Germanen waren zwar ein Naturvolk, das mit den Vorgängen in der Natur innig vertraut war, aber es fehlte doch die eigentliche Naturerkenntnis. Man grübelte nicht darüber nach, woher etwas kam und wohin es ging. Nun muß man außerdem bedenken, daß der Zug der Vögel doch recht geräuschlos vor sich geht. Die meisten Vögel ziehen bei Nacht, oder sie ziehen in solcher Höhe, daß man die Wandernden nicht bemerken kann. Außerdem wandern nicht alle zu derselben Zeit. Wurde aber ein Zug von Wandervögeln wirklich bemerkt, so hielt man das für ein Zusammenreffen von Vögeln, wie man es zum Beispiel an den Krähen, Staren und Goldammern auch außer der Zugzeit beobachten kann. Die deutschen Minnelänger im 12. und 13. Jahrhundert beschäftigten sich in ihren Gesängen viel mit den Vögeln, aber es ist nie eine Andeutung darüber enthalten, daß diese im Frühjahr wiederkommen. Man glaubte damals im ganzen Mittelalter, daß alle Vögel während des Winters bei uns blieben und in Kälte und Schnee ein trauriges Dasein führten. Erst vom 16. Jahrhundert an, als die griechische Wissenschaft und Kunst in Europa ihre Auferstehung erlebten, drang mit der Lesüre des Aristoteles etwas mehr Naturwissenschaft in die Kreise der Gebildeten ein. Aristoteles wußte, daß die Kraniche wanderten. Der Zug der Kraniche ist ja auch sehr leicht zu beobachten. Er wußte es fernher von der Gabelweihe, der Ringeltaube und der Schwalbe, doch sollten von den letzteren beiden nur diejenigen Individuen wandern, die in der Nähe der wärmeren Gegenden wohnten. Alle andren sollten den Winter in Höhlen in erstarren Zustände zubringen. So finden wir denn auch bei Schriftstellern des 16. Jahrhunderts die Kenntnis, daß die Kraniche wandern. Die Wachteln und die Störche werden auch bereits als Zugvögel genannt. Doch glaubte man damals noch von der Lerche, dem Star, der Drossel, dem Kukud, den bekanntesten Wandervögeln, daß sie im Winter in Höhlen oder gar im Wasser, und zwar im federlosen Zustande zubrachten. Im 17. Jahrhundert endlich wird das Wandern vieler Vögel mehr bekannt. In einem Liede aus dem 16. Jahrhundert heißt es: Es kommt die Lerche, es kommt der Storch. In einem andren

aus dem Jahre 1688 steht: Die Vögel kommen nisten aus fremden Ländern her. Im 18. Jahrhundert wurde dann der Begriff der Zugvögel Allgemeingut des Volkes. Man lernte nach und nach alle Vögel kennen, die im Winter in fremde Länder ziehen. Döbels Praxista für Forstleute vom Jahre 1783 kennzeichnet bereits alle Wandervögel als solche. Aber in der großen Encyclopädie von Krünitz vom Jahre 1805 wird doch über den Verbleib der Nachtigall und der Schwalbe im Winter noch gestritten und Jos. Heint. Helmuth sagt noch in seiner ersten dreibändigen Naturgeschichte aus dem Jahre 1808: „Andre Vögel verziehen sich gegen den Winter teils unter der Erde, teils in hohlen Bäumen, teils in Stümpfen und leben daselbst so lange in Erstarrung, bis sie durch die wärmeren Tage aus derselben erweckt werden. Dahin gehören die Schwalben und einige Singvögel.“ Es wird da behauptet, noch niemals wären Schwalben von Reisenden in südlichen Ländern gesehen worden. Außerdem hätten Fischergefallen eine große Anzahl Schwalben mit Netzen aus dem Schlamm gezogen, und die, welche man in die warme Stube gebracht, seien wieder zum Leben gekommen. Bald nach dieser Zeit zweifelte allerdings niemand mehr an dem Wandern der Schwalbe. Im letzten Jahrhundert ist der Winteraufenthalt der Wandervögel, ihr Treiben in fremden Ländern, die genaue Zeit ihrer Abreise und ihrer Antunft, ihre Wanderstraße, kurzum es ist jetzt so ziemlich alles erforscht worden, was die Zugvögel und ihr Wandern betrifft. —

k. Ein Riesenturm, dem gegenüber der Eiselturm unbedeutend erscheinen soll, wird die Weltausstellung von St. Louis zieren. Die bekannte Vorliebe der Amerikaner für das Riesenhafte wird, wie ein englisches Blatt berichtet, durch einen großen Turm befriedigt werden, dessen Bau schon begonnen ist und dessen Vollendung man in nächster Zukunft erwartet. Die Größe des Plans hat selbst in Amerika nicht die Beachtung gefunden, die sie verdient. Das Bauwerk von St. Louis übertrifft nicht allein durch seine Größe alle andern Türme. Die 1050 Fuß hohe Stahlsäule mit einem Umfang von 505 Fuß an der Basis wird von einem Aufsatz gekrönt, der die Ausstellung einer drahtlosen Telegraphenstation enthält. Darüber soll die größte Flaggenstange mit der größten Fahne der Welt errichtet werden. Oben befindet sich auch eine Sternwarte zur Beobachtung des Himmels, die gleichzeitig 7000 Besucher fassen kann. Im Innern werden Aufzüge, die durch komprimierte Luft getrieben werden, die Verbindung mit dem obersten Teil des Turmes herstellen und außen wird ein großer Wagen von der Basis nach oben gehen, dessen 114 Seitenräder über eine Reihe von Spiralbahngeleisen, die an den äußeren Wänden der Säule befestigt sind, gehen. Das merkwürdigste aber wird die Wirkung des Kristalllichtes sein, nach dem der Bau „Kristallpalast-Turm“ genannt wird. Innerhalb der Säule werden Millionen geschliffener Kristalle an Drähten oben vom Turm hängen und die ganze innere Oberfläche der Säule mit einem Netzwerk wiederreflektierender Flächen überspinnen, auf die sich eine Flut verschiedenfarbigen elektrischen Lichts ergießen wird. Diese Kristalle sind in ständiger Bewegung. —

**Kulturgegeschichtliches.**

— Den Tanz in der Renaissance behandelt Oskar Vie in einem Aufsatz der „Neuen Deutschen Rundschau“. Er führt u. a. darin folgendes aus: Sobald in der Welt der italienischen Renaissance Festimmung angefangen ist, disciplinieren sich die Körper, stillisiert sich die Bewegung, wird das Stehen, das Gehen eine feierliche Scene. Die Künste des Gefallens entwickeln sich. Die leichte Sinnlichkeit, die vielgepriesene *vaghezza* (Nimm) bestimmt die Erscheinung. *Mezzo dentro, mezzo fuori* — halb drin, halb draußen steht das Taschentuch. Wohlgezogenheit und Natürlichkeit finden ihre Mitte, ein Hauch von Kultur und wieder ein Hauch von Offenherzigkeit weht die Tracht und das Benehmen an. Die *vaghezza* versteht das Taschentuch nicht ganz, wie sie mitunter den letzten Knopf vergißt, den halben Handschuh lodert. Der Cavalier sitzt, indem er die Linke und die Rechte gleichmäßig auf die Armlehne ausstreckt, aber die rechte Hand hängt vom Gelenk ab lose herunter, er hält darin das Taschentuch, den Handschuh, eine Blume. Er sitzt nicht zu weit nach hinten, die Füße gut nebeneinander. Man rückt nicht beliebig mit den Stühlen. Man holt sie nicht und stellt sie vor die Honoratioren. Die Honoratioren haben das Recht auf die schönsten Damen. Wenn größere Tänze gemacht werden, z. B. der beliebte *Furioso* mit vielleicht neun Paaren, so hütet man sich, die Damen nicht gleich nach der Schönheit aufzustellen, damit nicht ein Fürst mit einer häßlichen zusammengerate. Die Tanzblätter enthalten Stiche, wie man zu gehen und zu stehen hat. Es giebt keine Legerität im Zimmer. Man tanzt im Ornat, die Dame in ihrem Festkleid, der Herr mit Hut, Degen und Mantel. Es ist unmöglich, den Mantel abzulegen, auch bei den vergnüglicheren Tänzen. Höchstens darf man ihn aufwickeln, was nach vorgeschriebenen Tempi geschieht. Bei den *Bagliarden* Schritten liegt die Linke am Degen, der etwas nach hinten gedreht ist, die Rechte ist nur leicht bewegt. Die Dame hebt die Schleppe niemals beim Rückwärtsgehen, außer wenn es sehr eng ist, sie schiebt sie geschickt mit dem Reifrod, indem sie aus der wiegenden Bewegung jene ideale Haltung des toletten Wichtigkeins entwickelt, die man *pavoneggiando*, sich pfaugend, sich schön brüstend, nannte. So *pavoneggiando* mit der Taille zieht sie sich rückwärts zum Stuhl zurück, grüßt die Dame rechts, setzt sich, geschickt die Schleppe seitwärts schiebend, nicht zu weit nach hinten, damit sich der Rock nicht

hebt — nicht einmal die Schuhe sollen zu sehen sein. Dann erst grüßt sie nach links. —

**Aus dem Tierreiche.**

— Die Dornschse. Der Wochenchrift „Nerthus“ wird aus Jerusalem geschrieben: Die von den Arabern „*Hardum*“ genannte Dornschse ist in Palästina sehr häufig auf Felsgestein und altem Mauerwerk anzutreffen. Sie ist ungemein rasch in ihren Bewegungen, weshalb man ihrer namentlich im Sommer sehr schwer habhaft wird. Beim Springen streckt sie Kopf und Schwanz in die Höhe und giebt sich dadurch das Ansehen eines mutigen, kampfesfrohen Geschöpfes; im übrigen ist sie ein harmloses Tier, das sich durch Wegfangen von größeren Kerbtieren nützlich macht. Bevor die Schse auf ihrer Flucht in ihrem Versteck verschwindet, wird in ähnlicher Stellung nochmals die drohende Gefahr in Ruhe betrachtet. In Jassa erzählten mir die Kinder der Tempelerschule, daß sie hin und wieder bei bevorstehender Abstrafung durch sogenannte „*Taken*“ die Innenfläche der Hand mit dem Blute eines *Hardums* bestreichen, wodurch die Hautfläche eine lederartige Verhärtung erfahre, was die Wirkung der Schläge abschwäche. Unwillkürlich mußte ich der Siegfriedsage gedenken, laut welcher der Held Siegfried sich badete im Blute des erschlagenen Drachen und sich also hieb- und stichfest machte. —

**Aus dem Gebiete der Chemie.**

bt. Umwandlung chemischer Elemente. Unfre Zeit ist überreich an raschen, naturwissenschaftlichen Entdeckungen, durch die unsere Anschauungen über den Zusammenhang der Welt in beständigem Fluß gehalten werden. So hat es z. B. langer Zeit bedurft, ehe die Versuche der Alchimisten, Gold zu machen, von der Wissenschaft in die Kumpfkammer verwiesen wurde. Gold gehört zu den chemischen Grundstoffen oder Elementen, deren die moderne Chemie einige siebenzig zählt, die sich mit einander zu Körpern von den verschiedensten Eigenschaften verbinden, in denen man den Grundstoff in keiner Weise erkennt — man denke z. B. nur daran, daß das flüssige, feuerfeindliche Wasser aus zwei gasförmigen Elementen besteht, deren eines, der Wasserstoff, brennbar ist, während das andre, der Sauerstoff, die Verbrennung unterhält, oder man vergegenwärtige sich, daß in der gewöhnlichen Thonerde das silberglänzende Aluminium als einer der sie bildenden Grundstoffe vorhanden ist. Bewirkt also ein Grundstoff durch sein Zusammenreten mit andren die merkwürdigsten Veränderungen in den Eigenschaften der Körper, so ist er für sich allein nach den Lehren der modernen Chemie überhaupt keiner Veränderung fähig, ohne Hinzutreten andrer Elemente bleibt er stets, was er ist.

Diese festgewurzelte, geradezu zum Dogma gewordene Anschauung soll jetzt erschüttert werden. Anlaß dazu geben die merkwürdigen Strahlungserscheinungen, die in den letzten sieben Jahren entdeckt wurden und zu denen beständig noch neue hinzutreten. Von den Stoffen Uran, Thor, dem erst vor kurzem nachgewiesenen Radium gehen Strahlungen aus, die nach der Vermutung einiger Chemiker von einer stofflichen Verwandlung der Elemente begleitet sind. Allerdings handelte es sich zunächst nur um eine nicht gerade sehr wahrscheinliche Vermutung, die darauf gestützt wurde, daß in allen natürlichen radiumhaltigen Mineralien sich auch das Gas Helium vorfindet. Man sprach daher die Meinung aus, daß überhaupt die Radiumatome in einer beständigen von der Strahlung begleiteten Umwandlung in Helium begriffen seien, wobei dieses sich bildende Gas nur schwer aus den Mineralien entwicke. Jetzt kommt aus England die Nachricht, daß der berühmte Chemiker Ramsay im Verein mit Soddy auch bei künstlichen Radiumpräparaten in ihren gasförmigen Emanationen, das sind zugleich mit der Strahlung ausgesandte Gase, Helium erkannt und nachgewiesen habe. Das Helium scheint also ein steter Begleiter der Radiumstrahlung zu sein. Daß freilich das strahlende Radium sich durch die Strahlung in das nicht strahlende Helium verwandelt, ist damit noch keineswegs bewiesen; immerhin läßt sich die Möglichkeit nicht ohne weiteres von der Hand weisen. —

**Notizen.**

- Ferdinand Heigl, der Verfasser der „Spaziergänge eines Atheisten“, ist in München, 63 Jahre alt, gestorben. —
- „König Drosselbart“, eine vollständige Oper von Max Burkhardt, ist vom Kölner Stadttheater zur Aufführung angenommen worden. —
- In Petersburg gelangt demnächst eine neue Oper von Dawydow zur ersten Aufführung; sie heißt „Die versunkene Glocke“, ihr Text ist dem Drama von Gerhart Hauptmann entnommen. —
- Bei Keller u. Reiner wird Sonntag eine *Sasha Schneider*-Ausstellung eröffnet. —
- Der Verein von Freunden der Treptow-Sternwarte veranstaltet Sonntag einen Ausflug nach Potsdam zur Beschäftigung der chinesischen astronomischen Instrumente. Direktor Irchenhold wird über die Bedeutung und praktische Verwendung der Instrumente, und Herr Wilhelm Bilking über die Herstellung des chinesischen Bronzegusses sprechen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 13. September.